

Leseprobe aus:

Nicolas Remin

Requiem am Rialto



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

I

Livia Azalina, blond und grünäugig, lehnte sich in die Polster ihres Erste-Klasse-Coupés zurück, legte die Beine auf den gegenüberliegenden Sitz und zündete sich eine Zigarette an. Dann starrte sie durch ihr undeutliches Spiegelbild hindurch in die Dunkelheit hinter den Scheiben und dachte an das heiße Bad, das sie in weniger als einer Stunde nehmen würde. Obwohl sie den größten Teil des Nachmittags schlafend verbracht hatte, fühlte sie sich immer noch erschöpft und um mindestens zehn Jahre gealtert.

Kurz hinter Padua hatte es angefangen zu regnen, und vermutlich würde es immer noch regnen, wenn der Zug in Venedig ankam. Ihr Gondoliere – sie konnte sich inzwischen den Luxus einer eigenen Gondel leisten – hatte die Anweisung, sie am Anleger vor dem Bahnhof zu erwarten. Fünfzehn Minuten später würde sie ihre wohlgeheizte Wohnung betreten. Sie hatte sich fest vorgenommen, ein paar Tage lang niemanden zu sehen, schon gar keinen Mann. Den Termin, den sie übermorgen Abend mit einem pensionierten Hofrat hatte, würde sie absagen.

Normalerweise hätte Livia Azalina es strikt abgelehnt, außerhalb Venedigs zu arbeiten. Seitdem sie aufgrund ihrer hohen Einkünfte beinahe als *honorate* galt, bestimmte sie ihre Arbeitsbedingungen weitgehend selbst. Ihre Kundschaft, ein fester Stamm, der sich aus gehobenen Kreisen rekrutierte, pflegte sie ausschließlich in ihrem verspiegelten Boudoir in der Rio Terrà Rampani zu empfangen. Aber das Angebot, das man ihr vor einer Woche gemacht hatte, war äußerst attraktiv gewesen und der Mann, der es

vermittelt hatte, ein guter Kunde – ein *cortegiano*, auf dessen Wort sie sich verlassen konnte.

Der Auftrag hatte darin bestanden, zusammen mit einem halben Dutzend anderer Damen, ein paar Herren in einer Villa in der Nähe von Vicenza Gesellschaft zu leisten und sich anschließend mit einem der Cavalieri in ein Schlafgemach zurückzuziehen, wo sie ihm den Rest der Nacht und den Vormittag zur Verfügung stehen sollte. Bei solchen Aufträgen – mit denen die Herren in der Regel erfolgreiche Geschäftsabschlüsse feierten – hatte sie schon seit Jahren abgewinkt. Doch in diesem Fall war das angebotene Honorar sensationell gewesen, und an Ort und Stelle hatten sich die Herren als leidlich angenehm herausgestellt.

Sie war gestern bei einbrechender Dunkelheit in der Villa eingetroffen, nachdem ein gepflegter Landauer sie am Bahnhof von Vicenza abgeholt hatte. Im Salon des Hauses, wo sich die Herren und die anderen Mädchen bald versammelten, gab es Champagner, Kaviar, Austern, die auf einem Buffet arrangiert waren. Ein Besucher, der nichtsahnend zu ihnen gestoßen wäre, hätte die kleine Versammlung für eine seriöse Abendgesellschaft gehalten. Offenbar hatte man sich darauf geeinigt, im Salon das Dekor um zu wahren und erst in den Schlafzimmern zur Sache zu kommen.

Die Nacht und einen Teil des Vormittags hatte sie mit einem übermäßig aktiven Cavaliere verbracht, der Italienisch mit französischem Akzent sprach. Wie jede Frau ihres Gewerbes schätzte Livia Azalina übermäßig aktive Kunden wenig – speziell wenn ein Pauschalpreis vereinbart worden war. Aber sie hatte gelernt, ihre Gefühle zu verbergen. Nachdem sich der Cavaliere gegen Mittag verabschiedet hatte, war sie schließlich erschöpft eingeschlafen.

Gegen Abend wurde sie wieder von einer Kutsche zum Bahnhof von Vicenza gebracht, wo sie den Neun-Uhr-Zug nach Venedig nahm. Das vereinbarte Honorar hatte ihr ein Majordomus in einem Beutel aus Hirschleder überreicht. Sensationelle fünfhundert Gulden in Gold – was dem Halbjahressold eines kaiserlichen Generals entsprach. Sie hatte sofort nachgezählt. Es fehlte keine einzige Münze.

Wohin die anderen Damen verschwunden waren, wusste sie nicht. Zwei von ihnen kannte sie flüchtig – eine runde Blondine und eine stupsnasige Brünette, die vor ein paar Jahren noch auf der Straße gearbeitet hatten. So hatte sie ebenfalls angefangen, aber das war inzwischen mehr als zehn Jahre her, und sie zog es vor, sich nicht an diese Periode ihres Lebens zu erinnern.

Livia Azalina zündete sich eine zweite Zigarette an, stand auf und strich ihr Kleid glatt. Dann kniete sie sich auf die grünen Polster, um ihr Gesicht in dem Spiegel zu betrachten, der über den Sitzen angebracht war. Was sie sah, war selbst im funzeligen Schein der beiden Petroleumlampen, die das Coupé erhellten, deprimierend. Kein Zweifel – sie wurde alt. Die scharfen Linien links und rechts des Mundes und die kleinen Fältchen neben den Augenwinkeln waren nicht mehr zu übersehen. In ein paar Jahren würde auch mit reichlich Schminke nicht mehr viel zu machen sein. Im letzten Dezember war sie achtundzwanzig geworden, und es wurde langsam Zeit, sich aus diesem speziellen Geschäft zurückzuziehen. Hin und wieder hatte sie mit dem Gedanken gespielt, Venedig zu verlassen, zurück in das heimatliche Friaul zu gehen und einen ehrbaren Mann zu heiraten – jemanden, der von ihrer Vergangenheit nichts wusste.

Aber sah sie sich wirklich als Gattin eines Schreiners oder Bäckers? Mit quengelnden Bälgern, die an ihrer

Schürze hingen, und einem dicklichen Mann mit Mundgeruch und Fußschweiß? Gütiger Himmel – wahrhaftig nicht. Schon der Gedanke daran war grauenhaft. Außerdem bestand immer die Gefahr, dass irgendjemand aufkreuzte, der sie wiedererkannte. Und was dann? Auch das war eine schreckliche Vorstellung.

Als die Eisenbahn langsamer wurde und sich Fusina näherte, der kleinen Station am Rand der nördlichen Lagune, hatte sich der Regen verstärkt. Er prasselte in böigen Stößen auf das Dach des Coupés und lief in bizarren Mustern die Scheiben hinab. Ob jetzt noch jemand in ihr Coupé steigen würde? Nein, das war unwahrscheinlich. Der Zug war schwach besetzt, und in Fusina gab es nicht mehr als eine österreichische Kaserne, ein hässlicher Backsteinkasten, in dem ein Tiroler Pionierkorps logierte. Außerdem, sagte sie sich, trat niemand, der bei Verstand war, bei solchem Wetter freiwillig vor die Tür.

Aber als der Zug in Fusina anhielt, stieg doch noch jemand zu. Es war ein Mann mittleren Alters, der eine Regenpelerine trug und ihr vage bekannt vorkam. Als er sah, dass sich eine Dame in dem Coupé befand, murmelte er ein höfliches *Permesso* und deutete eine Verbeugung an. Dann setzte er sich auf die gegenüberliegende Bank. Livia Azalina fand es eigenartig, dass er seine Pelerine nicht auszog. Zwei Minuten später stieß die Lokomotive einen schrillen Pfiff aus, und die Waggonen setzten sich ruckelnd in Bewegung. Eigentlich hatte sie eine unverbindliche Bemerkung über das schreckliche Wetter erwartet – die meisten Männer fühlten sich in einer solchen Situation bemüßigt, ein paar höfliche Worte zu wechseln. Stattdessen blieb der Mann stumm wie ein Fisch. Dann tat er etwas, das gegen alle Konventionen verstieß. Er beugte sich nach vorne, und Livia Azalina registrierte verärgert, dass er sie unver-

hohlen betrachtete – mit dem kühlen Blick eines Kunden, der an einem Obststand die angebotenen Früchte prüft. Er musterte ihre Lippen, ihren Hals und ihre Stirn. Dann wanderte sein Blick zu ihrem blonden Haar, verweilte ein paar unhöfliche Sekunden auf der Rundung ihrer Brüste, und schließlich sah sie, wie sich seine Lippen zu einem zynischen Grinsen verzogen. Plötzlich war sie sicher, dass der Mann wusste, in welcher Branche sie ihr Geld verdiente.

Livia Azalina schloss die Augen und nahm sich vor, den Burschen einfach zu ignorieren. Es konnte nicht sehr lange dauern, bis der Zug die nördliche Lagune überquert hatte und sie den Bahnhof erreichten. Nur ein paar Minuten, in denen sie durchaus in der Lage war, sich den Mann vom Leib zu halten. Es war weiß Gott nicht das erste Mal, dass sie auf die Weise behelligt wurde. Und diese Situation hier war eher lächerlich als bedrohlich. Wenn der Bursche sie anfasste – mein Gott, woher kannte sie ihn? –, dann würde sie sich am Bahnhof an einen der Sergenti wenden, die auf dem Bahnsteig patrouillierten. Sie duckte sich instinktiv in die Polsterung ihrer Rückenlehne zurück und versuchte, sich auf das Rattern der eisernen Räder zu konzentrieren. Was nicht funktionierte, denn durch das Geräusch hindurch glaubte sie auf einmal zu hören, wie der Mann aufstand.

Als sie die Augen aufschlug, sah sie, dass der Bursche sich tatsächlich erhoben hatte. Er stand jetzt unmittelbar vor ihr. Sein Kopf schwebte über ihr wie ein bleicher Mond, die beiden Arme hingen aus den Seitenschlitzen der Regenerine herab wie zwei gewaltige Pendel. Um seine Lippen spielte immer noch das zynische Grinsen, aber seine Augen waren kalt wie Eis. Auf einmal wusste Livia Azalina, dass etwas nicht stimmte – dass etwas überhaupt nicht stimmte.

Dann schnellte das rechte Pendel nach vorne und schoss auf ihr Gesicht zu. Der Faustschlag traf ihren Mund und schleuderte ihren Kopf gegen die Scheibe. Ein Schneidezahn brach ab und zerschnitt ihre Lippen. Über ihre Unterlippe ergoss sich Blut. Das Kinn war rot verschmiert, so wie bei einem Kind, das Erdbeeren gegessen hatte. Sie sackte zusammen, halb bewusstlos, und es nützte ihr herzlich wenig, dass sie sich jetzt plötzlich daran erinnerte, wann und wo sie den Mann gesehen hatte.

Livia Azalina versuchte zu schreien, aber es war zu spät. Die linke Hand des Mannes hatte sich, schnell wie der Kopf einer zuschnappenden Schildkröte, um ihre Kehle geschlossen – eine Zange aus Stahl, die immer stärker zu drückte und ihr die Luft nahm. Lichtblitze tanzten vor ihren Augen. Das Einzige, was sie jetzt noch hörte, war der Schlag ihres Herzens, der wie ein Schmiedehammer in ihrem Brustkorb hämmerte. Dann fühlte sie, wie ihr Gesicht heiß und rot wurde, es anschwell, so als hätte man es mit kochendem Wasser übergossen. *Mein Gott, ich muss furchtbar aussehen*, dachte sie: ein kindischer und überflüssiger Gedanke. Der letzte, den ihr Kopf hervorbrachte.

In den wenigen Sekunden, in denen ihr Gehirn noch intakt war, registrierte Livia Azalina, wie der Mann sie auf die Polsterbank warf und ihr das Kleid aufriss. Dann blitzte eine Klinge in seiner Hand auf, aber bevor das Messer schneiden konnte, versank sie in eine gnädige Dunkelheit.

Eigentlich hätte es genau umgekehrt sein müssen, dachte Monsieur Grenouille. Dem Klischee zufolge hätte der Italiener in seiner abgewetzten Jacke den gutgekleideten Österreicher mit einem Messer bedrohen sollen. Doch es war der gutgekleidete und offenbar alkoholisierte Österreicher, der den Italiener in die Ecke des Wachraums der Questura getrieben hatte. Jetzt zerfetzte er die Luft vor ihm mit der Klinge, wobei er unablässig schrie: «Ich mach dich kalt! Ich mach dich kalt!»

Neben den beiden Männern stand ein uniformierter Sergeant. Der machte allerdings keine Anstalten einzugreifen, sondern beschränkte sich darauf, die Hände zu ringen und mit flehender Stimme *Prego, Signori! Prego, Signori!* zu rufen. Worauf der messerschwingende Österreicher dem Sergeant, ohne ihn anzusehen, antwortete: «Ich mach ihn kalt! Ich mach ihn kalt.» Es war wie ein Duett in einer Oper von Verdi.

Ein knappes Dutzend Personen verschiedenen Standes, die alle irgendein Anliegen in die Questura geführt hatte, waren freudig näher getreten, um nichts von dem aufregenden Schauspiel zu versäumen, das sich ihnen so unerwartet bot. Ein Mann mit einer grünen Schürze entkorkte in aller Ruhe eine Weinflasche. Ein anderer Mann verspeiste geröstete Kastanien aus einer Tüte und bot sie höflich seinem Nachbarn an. Monsieur Grenouille, der die Questura wegen eines gestohlenen Passes aufgesucht hatte, spürte, wie das Publikum darauf brannte, Blut fließen zu sehen. Dann hätten sie anschließend etwas zu erzählen.

Gegen ein wenig Blut hatte auch Monsieur Grenouille nichts einzuwenden. Das würde seiner Venedigreise einen Einschlag ins Abenteuerliche geben. Insofern war es ganz

in seinem Sinn, dass die Auseinandersetzung zwischen den beiden Streithähnen jetzt an Dramatik zunahm – so als wüssten die beiden, was sie ihrem Publikum schuldig waren. Der schmierige Italiener hatte den Rücken an die Wand gepresst. Seine Hände kreisten in der Luft, offenbar in der Hoffnung, das Handgelenk des verrückten Österreichers zu packen, bevor die Klinge auf ihn herabsauste. Was sie jetzt auch tat, doch sie verfehlte die Brust des Italieners und blieb stattdessen an der rechten Hand des Mannes hängen.

Der Italiener schrie auf und riss die blutige Hand zurück, so als hätte er sie versehentlich über ein offenes Feuer gehalten. Na, bitte. Da war es endlich – das Blut, auf das die Zuschauer gehofft hatten. Nur ein paar Tropfen, denn die Klinge hatte die Hand des Italieners lediglich gestreift. Aber immerhin.

Beifälliges Gemurmel war zu vernehmen.

Der Mund des Italieners stand jetzt weit auf. Sein Gesicht war aschfahl. Monsieur Grenouille, der ebenfalls interessiert näher getreten war, konnte sehen, wie dem Mann der Schweiß in Strömen von der Stirn lief.

Der Sergente unternahm immer noch nichts.

Plötzlich packte der Österreicher den Italiener an der Schulter und riss ihn mit ganzer Kraft herum, sodass der Mann um seine eigene Achse wirbelte. Dann schlang er von hinten den linken Arm um seinen Hals. In der rechten Hand hielt er das Messer. Offenbar war er wild entschlossen, dem dicken Italiener die Klinge in die Brust zu rammen. Der hatte die Augen geschlossen und holte in kurzen, keuchenden Atemzügen Luft. Dazu bewegten sich seine Lippen. Obwohl nichts zu verstehen war, wusste Monsieur Grenouille, was er murmelte: *Ora pro nobis peccatoribus nunc et in hora mortis nostrae.* Wie auf Kommando wurde es still.

Religiöse Ergriffenheit breitete sich unter den Zuschauern aus. Aus den Augenwinkeln sah Monsieur Grenouille, wie der Mann mit den gerösteten Kastanien sich bekreuzigte. Der Mann mit der Weinflasche nahm seinen Hut ab.

In diesem Moment gab der Sergente einen Schuss in die Decke ab. Die Kugel riss ein faustgroßes Loch in den Putz und brachte die von der Decke herabhängenden Petroleumlampen zum Zittern. Gips rieselte aus dem Loch und schwebte wie feiner Pulverschnee auf den Fußboden. Das Publikum starrte erst auf das Loch in der Decke, dann auf den Sergente, der seinerseits erschrocken auf die Waffe in seiner Hand starrte. Dann hob er den Kopf, blickte zur Seite, und Monsieur Grenouille sah, wie sich Erleichterung auf seinem Gesicht ausbreitete. Worauf der Monsieur ebenfalls den Kopf drehte und den Mann bemerkte, der zusammen mit einem uniformierten Ispettore den Wachraum betreten hatte.

Der Mann war mittelgroß und hatte dunkelblondes, ins Graue spielendes Haar. Er trug einen abgewetzten Gehrock, dazu ein weißes Kavaliertuch, das ihm einen Einschlag ins Künstlerische gab. Auf seiner Nase saß ein goldgeränderter Kneifer. Monsieur Grenouille schätzte ihn auf Mitte fünfzig. Der Mann stand ruhig an der Tür. Das, was er im Wachraum sah, schien ihn nicht zu beeindrucken. Lediglich seine linke Augenbraue zog sich ein wenig nach oben, als er das Loch in der Decke sah.

Inzwischen hatte es der Italiener geschafft, sich der Umklammerung des Österreichers zu entziehen, war diesem aber noch lange nicht entkommen. Wieder drängte er sich kreidebleich in die Ecke, und wieder zerschnitt der Österreicher die Luft vor seiner Nase und schrie: «Ich mach dich kalt.»

Der Sergente stand immer noch untätig daneben. Nur

dass seine Augen jetzt zwischen dem Mann an der Tür und den beiden Streithähnen hin und her wanderten. Offenbar erwartete er von dem Mann, dass er das Problem löste. Das schien auch das Publikum zu erwarten, denn alle Augen waren zur Tür gerichtet. Bei dem Mann handelte es sich, vermutete Monsieur Grenouille, um den zuständigen Commissario. Natürlich fragten sich alle, was er jetzt unternahm.

Doch der Commissario unternahm gar nichts. Er stand einfach nur da und ließ den Blick nachdenklich durch den Raum schweifen. Das Gebrüll des Österreichers ignorierte er. Nachdem fast eine Minute verstrichen war und das Publikum bereits anfing, sich zu langweilen, setzte er sich in Bewegung und ging mit langsamen Schritten auf die Streithähne zu. Ein knapper Wink mit der Hand hatte den uniformierten Ispettore an seiner Seite angewiesen, zurückzubleiben.

Monsieur Grenouille sah, wie der Commissario auf dem Weg zu den beiden Männern vor einem Tisch, an dem ein anderer Sergente saß, stehenblieb. Er beugte sich vor und ergriff den Kaffeebecher auf dem Tisch. Hob ihn an seine Nase, roch daran und nickte befriedigt. Der Kaffee dampfte. Er war heiß und schien gerade erst aufgebriht worden zu sein. Mit dem dampfenden Becher in der Hand ging der Commissario langsam weiter. Dicht vor den Männern blieb er stehen.

Eigentlich hatten alle erwartet, dass er jetzt etwas sagte. Aber er stand nur da und guckte. Was den Österreicher offenbar dazu veranlasste, sein Gebrüll einzustellen, das Messer sinken zu lassen und den Commissario mit weit aufgerissenen Augen anzuglotzen. Der nickte dem Österreicher zu und führte dann ohne Eile den Kaffeebecher zum Mund. Nein – nicht *ganz* zum Mund. Denn jetzt geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte.

Die Bewegung war kurz und knapp, nicht mehr als ein kräftiges Schlenkern des Handgelenks. Der Becher des Commissarios schnellte nach oben, und heißer Kaffee schoss auf das Gesicht des Österreichers. Der ließ das Messer mit einem lauten Schrei fallen und fuhr sich mit beiden Händen über die Augen. Was dem Commissario die Gelegenheit gab, ihm einen wohlgezielten Tritt in den Schritt zu verpassen. Ein weiterer Tritt gegen seine Hüfte brachte den Burschen zu Fall. Ein letzter Tritt landete, als der Mann bereits am Boden lag, auf seiner Nase, aus der sich sofort ein Sturzbach roten Blutes ergoss.

Worauf der Italiener erleichtert auf die Knie sank und das Publikum, das die polizeilichen Maßnahmen des Commissarios mit beifälligem Gemurmel begleitet hatte, laut applaudierte.

Den Tritt auf die Nase fand Monsieur Grenouille ziemlich brutal. Andererseits rundete er – künstlerisch betrachtet – das Geschehen ab, setzte gewissermaßen einen effektvollen Schlussakkord. Und die Italiener hatten bekanntlich einen ausgeprägten Sinn für theatralische Effekte.

Der Commissario drehte sich langsam um. Er zupfte sein Kavaliertuch zurecht, und einen Moment lang hätte Monsieur Grenouille schwören können, dass er sich verbeugen würde, aber er beschränkte sich auf ein flüchtiges Lächeln.

«Ich will einen Bericht, Bossi», sagte er zu dem uniformierten Ispettore, der sich mit verwundertem Gesichtsausdruck genähert hatte. «In einer halben Stunde in meinem Büro.» Der Commissario warf einen angewiderten Blick auf den Fußboden, bevor er sich zum Gehen wandte. «Und dann soll jemand das Blut aufwischen.»

Alvise Tron, Commissario von San Marco, schob den Teller mit den Schlagsahneresten und den Kuchenkrümeln zur Mitte seines Schreibtischs und leckte die Kuchengabel sorgfältig ab. Dann trank er einen Schluck Kaffee, lehnte sich auf seinem knarrenden Sessel zurück – und staunte über sich selbst. Hatte er diesen Mann in der Wachstube tatsächlich mit drei kraftvollen Fußtritten unschädlich gemacht? *Er?* Dessen eigentliche Waffe das geschliffene, wie ein Florett oder eine Kuchengabel geführte Wort war? Hatte er die Gewalt über sich verloren? War die wilde Bestie, die angeblich in jedem Mann lauert, unkontrolliert ausgebrochen?

Tron beugte sich wieder nach vorne und leckte seinen Zeigefinger nass, um die auf dem Teller verbliebenen Kuchenkrümel in seinen Mund zu befördern. Dann trank er abermals einen Schluck Kaffee und kam zu dem Schluss, dass er genau das getan hatte, was er sich vorgenommen hatte. Nämlich seine Kritiker, speziell den Stadtkommandanten Toggenburg, der eine «kraftvolle Amtsführung» bei ihm vermisste, eines Besseren zu belehren. Er verbringe zu viel Zeit in den Cafés an der Piazza, sagte man ihm nach. Dort esse er jeden Vormittag Torte, anstatt sich in der Questura um die venezianische Kriminalität zu kümmern. So ein Unsinn! Schließlich gehörte es zu seinen Pflichten, sich über die Stimmung im Volke zu informieren. Und wo war die Stimme des Volkes besser zu vernehmen als in den Cafés an der Piazza?

Jedenfalls konnte er heute mit sich zufrieden sein. Er hatte den Verrückten, über dessen Mordabsicht kein Zweifel bestand, kraftvoll aus dem Verkehr gezogen. Außerdem, überlegte er weiter, gab der Umstand, dass sein Stiefel auf der Nase eines Österreicherers gelandet war, dem Vor-

gang eine patriotische Note. Ein italienischer Absatz auf der Nase eines Österreicher! Und wie die österreichische Nase danach geblutet hatte! Keine Frage, dass die Leute auch deswegen applaudiert hatten. Zwar hegte Tron keinerlei patriotische Gefühle und galt unter den Anhängern der italienischen Einheit als unsicherer Kantonist. Aber vielleicht war es klug, sagte er sich, gelegentlich an die Zeit danach zu denken. Schließlich konnten die Österreicher das Veneto nicht auf ewig besetzt halten. Und ein Commissario, der allzu eng mit den Besatzungsmächten verbandelt war, hatte schlechte Karten, wenn das Veneto Teil des italienischen Königreichs werden würde. Man könnte auf den Gedanken kommen, jemand anderen als Commissario von San Marco zu installieren. Vielleicht Ispettor Bossi? Den dynamischen Adepten *moderner Polizeitechnik*? Der nie ein Hehl daraus gemacht hatte, dass er den Abzug der Österreicher kaum erwarten konnte?

Tron drehte den Kopf, und sein Blick fiel auf die Lithografie des Kaisers, die vorschriftsgemäß an der Wand jeder habsburgischen Amtsstube hing. Mit der beginnenden Stirnplatze und dem dumpfen Gesichtsausdruck bot Franz Joseph keinen besonders majestätischen Anblick. Das Bild hing schief, und das Glas hatte einen Sprung. Aber irgendwie, dachte Tron, hatte er sich daran gewöhnt.

Fünf Minuten später betrat Ispettor Bossi sein Büro. Er salutierte und nahm auf dem Bugholzstuhl vor dem Schreibtisch Platz. Wie immer wirkte der Ispettore, als wäre er gerade dem Bad entstiegen und hätte sorgfältig Toilette gemacht. Seine schwarzen Stiefel glänzten, auf seiner blauen Uniform war kein Stäubchen zu erkennen, und die Sterne auf seinen Schulterklappen funkelten. In der Hand hielt er seinen Notizblock.